

(Nachdruck verboten.)

25]

## Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Ein Seufzer entrang sich Thal's Brust, als er jetzt daran dachte. Die Galgenfrist war bald abgelaufen und das Unvermeidliche nicht mehr zu ändern. Und doch konnte, durfte es geschehen, daß Hedwig Kessel's Gattin wurde?

Thal hatte die Geliebte in den letzten einundeinhalb Jahren oft gesehen und gesprochen. Nie war ein Wort von Liebe über ihre Lippen gekommen, aber sie fühlten es, daß die alte Leidenschaft noch ungemindert in ihren Herzen lebte. Beide thaten ihr Neuestes, um ihrer Herr zu werden; aber ein flüchtiges Begegnen, ein Blick, ein paar Worte, ja das nahende Geräusch ihrer Schritte genügte, um ihre Seelen heben zu machen, sie davon zu überzeugen, daß alles Kämpfen nutzlos war.

Und doch war ihnen das Furchtbare klar, daß jede Möglichkeit, sich gegenseitig fürs Leben anzugehören, ausgeschlossen blieb. Es sei denn, daß sie mit verzweifelterm Mut das Netz von menschlichen Sagenen, Vorurtheilen und gesellschaftlichen Hindernissen, das sie eifern umpaunte, zerrißen hätten. Manchmal hätte er anlachen, gellend aufschreien können über den Hohn seines Daseins. Er der Mann einer Frau, die er nicht liebte, und der er gleichgiltig, ja verhaßt war; Hedwig sollte die Frau eines Mannes werden, den sie verachtete und der sie als nichts weiter ansah als ein Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes. Wenn er schon die Höllequalen einer Ehe ohne Liebe erduldet, konnte er zusehen, daß die Geliebte von demselben Verhängniß ereilt wurde?

Und doch, gesetzt, sie wagten beide das fast unmögliche: er verließ seine Frau und sie ihr Elternhaus und ihren Bräutigam; gesetzt, sie trösteten der Gesellschaft, ihren kleinlichen Anschauungen und Gebräuchen: war der Kampf dann wirklich vom Siege gekrönt? Thal kannte die eisernen Ketten, mit denen Erziehung, Gewohnheit und das tägliche Leben die Menschen umspannen. Wehe, wenn ein leiser Schatten von Reue, ein vorwurfsvoller Blick vielleicht später über ihr Leben fiel! Bei zwei Menschen wie sie, mußte das ein Glend bedeuten, im Vergleich zu dem ihr heutiges bedeutungslos war. Nicht er, sondern sie brachte ja das größere Opfer, denn ein Schatten ihrer That fiel auch auf die, welche ihr lieb und theuer waren. Sie setzte alles auf's Spiel, sogar ihren guten Ruf. War Hedwig stark genug, dies alles zu wagen und, was noch mehr hieß, auch ohne Reue zu ertragen? Wenn er darüber Gewißheit gehabt hätte . . .!

Von neuem nahm Thal seine Wanderung im Komptoir wieder auf. Er hatte versprochen, um neun Uhr seine Frau in Tesmer's Villa abzuholen. Er hatte noch eine halbe Stunde Zeit.

Der Wind rüttelte noch immer an den Scheiben. Das Stampfen der Maschinen klang dumpf und gleichförmig zu ihm herunter und erschütterte leise den Fußboden und die Wände. Die Wanduhr tickte laut und gleichförmig.

Mühsam durchmaß Thal den Raum. Je mehr er seine Lage überdachte, um so unentwirrbarer schien ihm das Verhängniß.

Eben war er im Begriff, seinen Platz am Ofen wieder einzunehmen, als ihn ein leises, aber eindringliches Klopfen an der Thür aus seinen Gedanken riß. Noch ehe ein Wort über seine Lippen kam, wurde die Thür hastig geöffnet, und Hedwig Tesmer erschien auf der Schwelle. Sie schien athemlos, machte einige Schritte nach der Mitte des Zimmers und blieb dann plötzlich, sich mit der einen Hand auf den Schreibtisch stützend und die andere auf ihre Brust pressend, gerade vor Thal stehen, der sie sprachlos anstarrte.

„Robert, verzeihe, . . . ich muß mit Dir reden!“

Schnell hatte ihr Thal den Sessel hingeschoben, in den sie wie ohnmächtig zurücksauf, während er sich zu ihr niederbeugte und ihre zitternden Hände ergriff.

„Was ist vorgefallen, Hedwig? Welch unbedachter Schritt! Was ist geschehen?“

Eine Weile erhielt er keine Antwort; dann richtete sich Hedwig mit einem Ruck empor und sauf weinend an die Brust des Geliebten.

Zu hastigen, abgebrochenen Sätzen ersuhr Thal die Ursache

ihrer verzweifeltsten Schritte. Vor einer Stunde waren Tesmer und Kessel aus Berlin zurückgekehrt. Seit vierzehn Tagen war letzterer offiziell zur evangelischen Landeskirche übergetreten. Die Verlobung war endgiltig auf über acht Tage festgesetzt, die Anzeigen bereits gedruckt, und Tesmer eigens nach Hause gekommen, um gemeinsam mit dem Bräutigam die Vorbereitungen für die in Aussicht genommene, pomphaste Verlobungsfeier zu treffen.

In ihrer Verzweiflung hatte ihr erster Gedanke dem Geliebten gegolten, und sobald sie unbemerkt verschwinden konnte, war sie, ohne recht zu wissen warum, hierher gekommen.

„Robert! Robert! Ich kann die Frau dieses Menschen nicht werden! Nie und nimmer, eher — eher den Tod!“

„Sprich nicht vom Sterben. Noch bin ich bei Dir, noch lebt unsere Liebe heißer, nuziger, denn je. Wenn Du stark sein willst, dann laß' uns dem widrigen Geschehe trohen!“

„Wie, Du stößt mich nicht zurück? Du räthst mir nicht mehr, geduldig das Joch auf mich zu nehmen? O, wenn Du früher so gesprochen hättest; tausend Stunden der Verzweiflung wären mir erspart geblieben!“

„Heute bin ich im Reinen mit mir, Hedwig. Ich will wieder gut machen, was ich durch meine Schwäche verdorben habe. Wenn Du treu zu mir stehst, dann will ich mit fester Hand die Bande lösen, die mich im wahren Sinne des Wortes zum Sklaven gemacht haben! Jrgendwo werden wir ein bescheidenes Plätzchen für unser Glück schon finden.“

„Ich bin bereit, Robert, bereit zu allem! Laß' uns noch heute von hier . . .“

„Nicht heute, Geliebte. Das wäre nicht nur thöricht, sondern auch feige. Ich muß meiner Frau, und Du mußt Deinen Eltern die Wahrheit sagen. So leicht ist es nicht, sich sein bißchen Glück zu erkämpfen. Wir brechen alle Brücken hinter uns ab und nehmen nichts mit als den Fluch und den Hohn derer, die uns lieb und theuer sein sollten. Besonders für Dich wird es ein schwerer Kampf, und weil ich das wußte, darum wollte ich fast unser Glück auf's Spiel setzen, um ihn Dir zu ersparen.“

„Um mich sei ohne Sorge, Robert. Größeres als die Qualen, die ich erduldet habe, kann auch der Schmerz nicht sein, wenn ich als Verstoßene das Elternhaus verlassen muß. Ich stehe zu Dir, mag kommen was will!“

Einige Augenblicke hielten sie sich umschlungen; einige Augenblicke verfaß die Welt um sie und mit ihr alles Leid und Weh der letzten Jahre.

Da sie jeden Augenblick befürchten mußten, daß jemand ins Komtoir käme, verabredeten sie eine Zusammenkunft im Park für den folgenden Abend um die gleiche Zeit. Eine Viertelstunde später, nachdem Hedwig das Komtoir verlassen und Thal den Raum von neuem hastig nach allen Richtungen durchquert hatte, schlug auch er den Weg nach der Tesmer'schen Villa ein. —

Am folgenden Abend, einige Minuten vor der festgesetzten Stunde, wartete Thal an der verabredeten Stelle.

Es war stockfinster. Der Sturm, der am Tage ein wenig nachgelassen, hatte sich von neuem mit Heftigkeit erhoben. Die Aeste der Bäume schlugen krachend zusammen; in dem schwächeren Unterholz ächzte und heulte der Wind von Zeit zu Zeit mit toller Macht. Allmählig traten auch die Umrisse der Baumgruppen schärfer aus der Finsterniß hervor. Hin und wieder, wenn der Sturm die dichten Massen des dünnen Laubes aufwirbelte, klopfte Thal's Herz stärker, da er die Schritte der Geliebten zu vernehmen glaubte. Dann verfaß er wieder in Gedanken.

Endlich unterschied er deutlich herannahende Tritte und einige Sekunden später hielt er die zitternde Gestalt Hedwig's in seinen Armen.

„Hier können wir unmöglich bleiben,“ erklärte Thal, nachdem beide eine kurze, leidenschaftliche Begrüßung ausgetauscht hatten. „Es beginnt zu regnen und bei diesem Sturm würden auch belaubte Bäume keinen Schutz gewähren, wieviel weniger dieses kahle Geäst. Wir müssen die Unterredung verschieben.“

„Nein! Nein!“ entgegnete Hedwig hastig. „Ich habe daran gedacht und den Schlüssel zum Pavillon mitgebracht; dort sind wir geborgen und,“ fügte sie leise hinzu, „auch ungestört.“

Thal wollte widersprechen. Eine Zusammenkunft im ge-

schlossenen Raume, um diese Zeit? Wenn sie durch einen unglücklichen Zufall überrascht wurden? Nein, es war unmöglich. Und doch, es galt auf der anderen Seite ohne Zögern zu handeln. Er willigte also endlich ein.

Der „Pavillon“ war ein kleines, massiv gebautes und mit allem Komfort ausgestattetes Gartenhaus in der Nähe des Teiches. Ein lauges Gewächshaus, das mit ihm in Verbindung stand, lag dahinter und füllte mit seiner Wärme auch den finstern Raum.

Nachdem sie eingetreten waren, verschloß Hedwig rasch die Thür und führte Thal zu einem im Hintergrunde befindlichen Sopha. Einige Minuten saßen sie schweigend und lauschend neben einander. Man hörte deutlich das Rauschen des Windes in den Parkbäumen und das Klatschen des Regens gegen die Glasfenster des Gewächshauses.

Sich innig umschlingend haltend, besprachen die Liebenden im Flüstertone die zu unternehmenden Schritte. Thal sollte morgen mit seiner Frau, und Hedwig offen mit ihrem Vater sprechen. Da nicht anzunehmen war, daß Tesmer, nachdem die Verlobungsfeier schon festgesetzt, sie selbst im Bösen würde ziehen lassen, wurde beschlossen, daß Hedwig in diesem Falle noch morgen das Elternhaus heimlich verlassen sollte. Thal, der im Laufe des heutigen Tages seine geschäftlichen Angelegenheiten für diesen äußersten Fall bereits geordnet hatte, würde sie dann auf dem Bahnhofe in Magdeburg erwarten. Für den Fall, daß Tesmer sie gewaltsam an ihrer Flucht verhindern sollte oder sie sich auf dem Bahnhofe in Magdeburg versehnten, war Thal vorläufig im Hotel zum goldenen Ringe zu finden, wo er bereits telegraphisch zwei Zimmer bestellt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Hauswirth.

Von Hippolit Lencon.

Autorisirte Uebersetzung von Alb. Südekum.

Hausflur einer der Miethkasernen der Pariser Vorstadt Bagnolles an einem Wintermorgen.

Die Schließerin, Frau Roglu, ein quabbeliges Wesen von gewaltiger Körperfülle, unbefimmten Alters, aber sehr würdig, hält — die eine Hand in der großen Tasche ihrer Schürze versenkt, die andere auf den Stiel ihres Besens gestützt — mit den Dienstmädchen und kleinen Mietherinnen des Hauses ihren gewöhnlichen Schwatz. Ein scharfer Wind segt von Zeit zu Zeit durch den Flur, zerzaust die Haare, hauscht die Nöcke und blaue die Gesichter der heroischen Klatschbasen.

Plötzlich erscheint ein Mann in der Thür; der schwahende Kreis verstummt sofort, während Frau Roglu mit halberstimmter Stimme das gewichtige Wort „Der Hauswirth“ hervorstößt.

Herr Grippelung kommt mit festem, langsamem Schritt näher. Er trägt wollene Handschuhe, einen langen schwarzen Gehrock und ist mit einem derben Stock mit kleinem goldenen Knopf bewaffnet. Sein Gesicht steckt fast bis zu den Augen in einem langen dicken Schawl. Es ist still geworden auf dem Hausflur, und die Frauen sind verlegen wie Kinder; die man beim Sryruptopf erwischt hat, zur Seite getreten, um den Herrn zu begrüßen, der gar nicht darauf achtet. Auf der Schwelle ihrer Portierloge erschöpft sich Frau Roglu, die roth geworden ist wie ein rohes Beesteeak, in Entschuldigungen.)

Frau Roglu: Na, das nenne ich eine Ueberraschung! Hätte Sie heute gar nicht erwartet. . . Eben wollte ich zu Ihnen kommen. . . Und meine Stube ist noch garnicht gemacht, Gott, was für 'ne Peinlichkeit! Aber auf dem Flur können Sie nicht stehen bleiben, bitte, treten Sie doch ein, bitte schön, Herr Besitzer. . .

Sie bemüht sich, Herrn Grippelung Platz zu machen. Er bleibt einen Augenblick auf der Schwelle stehen, weil ihm Ruchengeruch, Staub und verdorbene Luft den Athem benehmen. Endlich tritt er in das dunkle Kellergelass mit unsicheren Schritten, tappt zwischen den Möbeln durch und läßt sich in einen Stuhl fallen, der unter seinem Gewicht knackt.

Herr Grippelung: Er! Es riecht so zugemacht bei Ihnen, Frau Roglu.

Frau Roglu: Ach, Du lieber Himmel, wir haben's nicht dicke liegen, mein armer Mann und ich. . . Kaum, daß man sich so durchschlägt. . . Und wo soll man denn frische Luft herkriegern, wir haben ja bloß dies kleine Löchelchen da oben und die Thür; und wenn man da sein bißchen Essen kochen will. . . Ja, wenn wir wenigstens. . .

Herr Grippelung: Ach, ich war nur ein bißchen außer Athem gekommen; ich mache Ihnen auch gar keinen Vorwurf, meine liebe Frau Roglu.

Frau Roglu: Ja ich weiß ja. . . der Herr Wirth sind so gut. . . Wenn ich mir bloß das kleine. . .

Herr Grippelung (gutmüthig): Schon gut, schon gut; lassen wir das.

Frau Roglu: Wenn ich bloß das kleine Kabinet hier nebenan. . .

Herr Gr.: Aber ich sage doch: es ist gut, alles gut.

Frau R.: Ich könnte da meine Küche einrichten. . .

Herr Gr. (immer gewichtiger): Ich werde Sie nicht wieder so unversehens überraschen, das nächste Mal schreibe ich Ihnen vorher. . . Sind Sie nun zufrieden? (Mit anderem Ausdruck): Na, und wo sind denn nun unsere Abrechnungen?

Frau R. (gedrückt): Hier, Herr Wirth.

(Sie öffnet ein Wandschränkchen, wischt ihre Hände auf dem Leibe ab und giebt mit den Fingerspitzen sorgsam ein Heftchen, das sie Herrn Grippelung überreicht. Dieser zieht seine Handschuhe aus, setzt seine Brille auf und wendet langsam die fettigen Blätter um.)

Herr Gr. (laut): Was? Was ist denn das? Largien hat 40 Franken stehen?

Frau R.: Das ist die Familie im sechsten Stock. Die Leute haben mich gebeten, ihnen bis Ende des Monats Frist zu geben.

Herr Gr. (ahmt ihre Stimme nach): Haben mich gebeten, bis Ende des Monats. . . Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben? . . . Damit wollen Sie mich wohl bezahlen? . . . Frau Roglu spielt die Edelmüthige, und ich, der Hauswirth, soll mich damit zufrieden geben.

Frau R.: Was soll ich Ihnen denn da sagen? Sie hatten doch kein Geld.

Herr Gr.: Würden schon was gefunden haben, wenn Sie ihnen die Zähne gezeigt und ihnen mit Ermiffion und Pfändung gedroht, wenn Sie Ihre Pflicht gethan hätten! . . . Aber die kennen Sie, die wissen ganz genau, daß Sie sich den Teufel um meine Interessen kümmern.

Frau R. (gekränkt): Aber, Herr Hauswirth. . .

Herr Gr.: Ach seien Sie ruhig mit Ihrem „Herrn Hauswirth“; es wird nicht lange mehr dauern mit dem „Hauswirth“, wenn Sie so wirtschaften. (Fährt in der Prüfung des Buches fort). . . Und diese hier? . . . diese Frau Nouveraud? Das soll wohl ein schlechter Biß sein?

Frau R. (ängstlich): Wissen Sie, was die da ist, die kenne ich. Das ist eine nette Frau. Sie ist eine gute Zahlerin, wenn sie was hat. Aber, seit ihr Mann todt ist. . . es sind jetzt sechs Monate. . .

Herr Gr.: . . . Da habe ich noch keinen rothen Heller von ihr gesehen. . .

Frau R.: Bedenken Sie doch nur; Wittwe mit zwei Kindern. Sie arbeitet Tag und Nacht und verdient kaum das Leben. . . Und dann die Preise jetzt, sie hat eine schwache Natur und reibt sich ganz auf. . .

Herr Gr.: Ja was sollen denn alle diese Geschichten? Branche ich denn die zu wissen? Ist denn das ein Grund, seine Miethen nicht zu zahlen, wenn man Wittwe ist? Gerade als wenn ich meinem Baumeister, meinem Maurer, meinem Zimmermann so etwas erzählen könnte: die Leute wollen ihr Geld haben und keine albernem Lamentirereien! Und Sie doch auch; was meinen Sie wohl, was Sie sagen wollten, wenn ich Ihnen alle halbe Jahre statt Ihrer hundert Franken sagen wollte: „Ihr Diener, Frau Portier, aber bei mir wohnen bloß Wittwen!“ Uebrigens will ich selbst mal zu ihr rausgehen, will mir den Fall mal ansehen. . . Man muß alles selbst machen, wenn man was ordentliches haben will. . .

(Er geht zum Aufzug, den Frau Roglu selbst in Bewegung setzt.)

Frau R.: Es ist im sechsten Stock, die zweite Thür rechts.

(Einige Augenblicke später klingelt Herr Grippelung an der bewußten Thür. Eine junge, schwarz gekleidete Frau öffnet ihm. Die Augen sind niedergeschlagen, ihre Züge verweint, das Gesicht abgegrünert. Und doch ist sie in ihrer großzügigen Einfachheit immer noch begehrenswerth. Kurze Erklärung. Frostiger Gruß. Herr Grippelung tritt in das kalte Wohnzimmer. Ein ganz kleines Kind schläft in einer schmutzen Wiege neben einem Arbeitstisch. Ein anderes Kind spielt auf der Erde mit einigen Zengklappen von verschiedener Farbe.)

Frau Nouveraud: Mein Herr, Sie kommen ohne Zweifeln. . .

Herr Gr.: Allerdings, Madame, wegen meiner rückständigen Miethen. —

Frau Nouveraud: Hat Ihnen denn Frau Roglu nicht gesagt. . . ?

Herr Gr.: Ja freilich; Sie hat mir erzählt, daß Ihre Lage sehr mißlich ist. . . daß Sie allein stehen mit zwei Kindern. . . daß Sie kaum genug zum Leben verdienen. . . Aber ich habe doch vorgezogen, selbst mal zu sehen, Sie selbst mal zu sehen. . . (Er betrachtet sie) und ich bedauere nicht. . .

Frau Nouveraud: (wendet unwillig den Kopf): Zu meinem größten Bedauern kann ich Ihnen leider keine sicheren Versprechen geben. Ich bekomme noch etwas Geld von meinen Schwiegereltern, aus dem Nachlaß meines armen Mannes, und damit werde ich Sie dann entschädigen können. . . bis dahin aber bin ich ganz allein auf meine Arbeit angewiesen.

Herr Gr. (väterlich): Ach, liebe Frau, ich kenne die Bitternisse des Lebens besser als Sie. Aber, man muß den Kopf oben behalten. Die Schwierigkeiten sind doch meist nur vorübergehend. . . Sie sind jung, Sie können noch alles hoffen. . .

**Kleines Feuilleton.**

— **Schriftsteller und Buchhändler in Italien.** Die diesjährige Steuerliste von Mailand, dem wichtigsten Büchermarkt Italiens, giebt dem römischen Don Cificiotto Anlaß zu einer Nebeneinanderstellung der versteuerten Einkommen der daselbst wohnhaften Buchhändler und Schriftsteller. Von den 16 Buchhändlern sind nur vier mit einem geringern Jahreseinkommen als 5000 Lire eingeschätzt; die Hälfte steht mit 10 000 und mehr angeschrieben, Ulrich Hoepli mit 32 bis 50 000, Civelli mit 57 000, Gebrüder Treves gar mit 100 000 Lire. Die Liste der Schriftsteller eröffnet der Don Cificiotto mit dem Beheruf: ohimè! Denn da ist das höchste Jahreseinkommen von nur 4000 Lire; zwei Felden der Feder sind so glücklich, es zu genießen: Giacosa und Jlicca; dann folgt Kovetta mit 3000, Marco Praga und Colombani mit 2000, De Marchi mit 1200, Fontana mit 1000 und die Dichterin Neera mit nur 800 Lire. Der Komponist Leoncavallo ist dagegen mit 10 000 Lire eingeschätzt. —

— **ss. Ein merkwürdiges Pfeilgift** sollen nach einer englischen chemischen Zeitschrift die Buschmänner der Kalahari-Wüste in Süd-Afrika benutzen. Sie vergiften nämlich ihre Pfeile mit einem thierischen Gifte, das von einem Insekt der Gattung Diaphididae stammt und entweder von dem erwachsenen Insekt oder auch von der Larve desselben gewonnen wird. Der Chemiker Lewin fand in dem ausgebrühten Saft, der zur Vergiftung der Pfeile dient, einen Giftstoff, welcher an Versuchsthiere lähmungserscheinungen und dann den Tod herbeiführte. Die Wirkung dieses Giftes soll darin bestehen, daß es die rothen Blutkörperchen dazu bringt, sich in dem Serum aufzulösen. Um das Gift zu gewinnen, genügt es auch, die Larve des Insekts in destillirtes Wasser zu werfen, sie schwimmt dann auf, das Wasser färbt sich hellgelb und erweist sich als sauer. Wenn man diese Lösung kocht, verliert sie ihre giftige Eigenschaft. —

**Literarisches.**

g. b. **Erkenntnis.** Schauspiel in 4 Akten von Paul A. Kirstein. Berlin, August Deubner, 1897. — Das Schauspiel hat ungefähr folgende Handlung: Eine Fabrik — was sie hervorbringt, erfährt man nicht — muß neuer Maschinen wegen die Arbeit einstellen und ihre langjährigen Arbeiter entlassen. Der Meister Buchwitz gründet nun mit mehreren anderen eine Genossenschaft, welche bald vertracht. Doch dieses mit den neuen Maschinen war nur ein Schreckschuß — und die alte Fabrik nimmt auch ohne sie die alten Arbeiter wieder auf. Alle, bis auf Buchwitz, den endlich eine Verkettung glücklicher Theaterumstände dazu treibt, selbst zu dem Fabrikherrn zu gehen und sich wieder ihm anzubieten. Warum das Stück „Erkenntnis“ heißt, ist schleierhaft. Glaubt der Verfasser damit zu beweisen, daß Genossenschaften ein Umding, oder will er einen Triumph gegen die Sozialdemokratie ausspielen? Man könnte es fast vermuthen, denn es wird da immer etwas von Genossen geredet. Oder soll das vielleicht die Erkenntnis sein: „Für seine Kinder sorgen, det is das erste für die Eltern“. Eine besondere Freude ist dem Leser noch durch folgende dem Drama vorgeschickte Bemerkung gemacht worden. „Die Dialekte sind nur angewandt, um das Legere und Volkthümliche der Sprache anzudeuten.“ Nein! Wenn Dialekte angewandt werden, so müssen sie auch zu den Figuren gehören, wie das Tüpfelchen zum i. Denn ohne den Dialekt würden diese Leute nicht nur anders sprechen, sondern auch anders denken; mit einem Worte, überhaupt andere sein. Und deshalb ist der Dialekt durchaus nichts Nebenächliches, was man eben braucht, um das Legere (ein prächtiges Wort!) der Sprechweise anzudeuten. Daß die Erstaufführung am 4. April 1897 im Lobetheater zu Breslau mit sehr gutem Erfolg stattgefunden haben soll — wie uns wiederum eine Vorbemerkung verräth — würde weniger für das Stück als gegen das Publikum sprechen. —

— **Sola's** neuestes Werk „Paris“ wird zuerst im „Journal“ erscheinen. —

**Theater.**

Es giebt kein merkwürdigeres Schauspiel, als mit anzusehen, wie der Dilettantismus krampfhaft sich bemüht, nach künstlichen Zielen zu jagen. Als Skowronnek in seiner „kranken Zeit“ sich über literarische Dinge lustig machen wollte, die ihm gewiß sehr fern liegen, klopfte man ihm auf die ledernen Fingerringe und wohlmeinend sprach man zu ihm: Das ist nichts für die Spasmacher und Käschkenmaler. Da erfaßte ihn der große Ehrgeiz, er zog sich großdenkend vom undantbaren Berlin zurück und sagte sich: Ich will ihnen beweisen, daß ich auch einer bin und nicht bloß Käschken male; und Skowronnek beschenkte uns mit dem fürchterlich ersten Drama „Waid und“, das am Sonnabend im Schauspielhause seine Premiere erlebte.

Das Stück hat so viele Merkmale dilettantischer Unbeholfenheit an sich, daß es wohl kein einziger Beurtheiler in der Berliner Presse und das überaus gutmüthige Publikum des Schauspielhauses ebenfalls nicht, für voll nahm. Die Freunde Skowronnek's rathen ihm, zum Humor zurückzukehren. Diese Freunde verstehen unter Humor allerdings bloß den harmlosen Theaterspaz; dem wirklichen, freien, poesieerfüllten Humor, der alle menschlichen Dinge menschlich begreift, stände Skowronnek vielleicht noch fremdartiger gegenüber, als der pathetischen Tragik.

Im Drama „Waid und“ steht ein Oberförster im Mittelpunkt der Handlung. Herr v. Ethen ist in später Liebe zur schönen Frau Maria Selke entbrannt, während seine eigene Gattin an einem

Frau Rouveraud: Ich möchte nichts als meine Kinder erziehen . . .

Herr Gr.: Aber, findet denn eine Frau in Ihrem Alter . . . von Ihrer Schönheit nicht immer eine hilfreiche Hand? (Nähert sich ihr unmerklich.) Da braucht man nur so ein paar Vorurtheile fallen zu lassen . . .

Frau Rouveraud: Das ist leicht, aber wenn Sie verstärkt werden durch liebe Erinnerungen. (Herr Grippelung will ihre Hand fassen. Sie stößt ihn zurück.) Und dann giebt es Gefühle des Abscheus, die man nicht überwinden kann.

Herr Gr. (beißt sich auf die Lippen, um seine Enttäuschung zu verdecken). Schön, Frau Rouveraud; obgleich ich kein strenger Gläubiger bin, so sehe ich doch, daß Ihnen diese Unterhaltung reinlich ist, ich will sie nicht fortsetzen. Können Sie mir keinen Termin . . . keinen bestimmten Termin für Ihre Zahlung angeben?

Frau Rouveraud: Das hängt ganz von meinen Schwiegereltern ab, deren Lage, offen gestanden, geht auch nicht glänzend ist.

Herr Gr. (Lüßl): Höchst bedauerlich. Auf alle Fälle haben Sie hier meine Adresse. Wenn Sie mir vielleicht irgend eine Mittheilung zu machen hätten, dann können Sie mir schreiben oder selbst kommen; zwischen vier und sechs bin ich immer zu Hause . . .

Frau Rouveraud: Ich glaube nicht, daß ich Ihnen etwas zu sagen habe, bevor ich die Miete gezahlt habe.

Herr Gr. (liebenwürdig): Wer weiß? Sie werden sehen. Es giebt so viel Unvorhergesehenes im Leben. Uebrigens bin ich auch nicht so schlimm . . . Auf Wiedersehen!

Frau Rouveraud: Adieu, mein Herr.

Herr Gr. geht nach unten. Er macht ein wüthendes Gesicht. Am Fuße der Treppe erwartet ihn Frau Roglu mit einem jungen, gut, aber nicht reich gekleideten Manne.

Frau Roglu: Herr Wirth . . . der Herr möchte Sie sprechen. Es ist wegen des leeren Logis in der sechsten . . . aber er will nicht voranzahlen.

Herr Gr. (gömmerschast): Ach, sieh da! Und warum wollen Sie nicht voranzahlen.

Der Mann: O, mein Herr, ganz einfach, weil ich kein Geld habe.

Herr Gr.: Das dachte ich mir . . . Aber Sie werden doch wenigstens Möbel haben?

Der Mann: Ich habe was man so im Haushalt braucht.

Frau Roglu: Haben Sie ein Buffet, einen Spiegelschrank?

Herr Gr. (Die Frau mit einem Blick durchbohrend): Ja, ich bedaure, mein Herr, aber es ist unmöglich . . . Sie haben kein Geld und keine Sicherheiten . . . Wer soll Ihnen denn da Kredit geben?

Der Mann: Mein Herr, wenn ich Geld hätte, bräunte ich keinen Kredit.

Herr Gr.: Das ist klar. Aber wenn ich Ihnen Kredit ohne Sicherheit gäbe, wäre ich schon reingefallen . . .

Der Mann: Also Ehrenhaftigkeit giebt es in Ihren Augen nicht?

Herr Gr.: Ehrenhaftigkeit ist ein Gefühl, mein Freund, und ich liebe keine Gefühle in Geldsachen. Da giebt's nur Ziffern und Exempel . . . Erst verschaffen Sie sich Geld, dann können Sie wieder kommen.

Der Mann: Das wird mir ein jeder sagen.

Herr Gr.: Wahrscheinlich. Aber ich kann nichts dran ändern. Ich mache es wie die anderen, und zwar weil es die anderen so machen wie ich.

Der Mann: Sie verlangen nun, daß ich Ihnen die Wohnung drei Monate vorauszahle; wenn ich aber zu meinem Fabrikanten ginge und wollte für vierzehn Tage meinen Lohn voraushaben, der würde mir ins Gesicht lachen.

Herr Gr.: Ja, ich behaupte gar nicht, daß unsere Zustände vollkommen sind! Beklagten Sie sich, das ist Ihre Sache . . . Uebrigens habe ich mein letztes Wort gesprochen: ich vermiethe nicht anders, sonst müßte ich meine ganzen Grundsätze umstoßen.

Der Mann: Seien Sie unbesorgt, solch ein Unglück will ich nicht anrichten. Da will ich es lieber anderwärts versuchen.

Herr Gr.: Ganz wie Sie wollen . . . (Der Mann geht. Grippelung zu Frau Roglu): Na, das ist ja eine schöne Pflanze, Ihre Frau Rouveraud . . . Der werden Sie aber mal die Dammuschrauben anlegen, und ich rathe Ihnen, nehmen Sie diesmal nicht ihre Partei.

Frau R.: Ich werde die Augen zumachen und Ihnen gehorchen, ich schwöre es Ihnen.

Herr Gr.: Ohne Gnade muß sie rausgeworfen werden . . . Geben Sie ihr acht Tage Frist, keine Minute länger — dann muß Sie alles bezahlen — sonst raus mit ihr!

Frau R.: Ja, Herr Hauswirth.

Herr Gr.: Und wenn sie nicht einwilligt . . . dann schicken Sie sie mal zu mir . . . in meine Wohnung . . . Ich werde ihr . . .

Frau R.: Ja, Herr Hauswirth.

Herr Gr.: Nun, Gott befohlen, Frau Roglu. (Geht. An der Thür bindet er seinen Schal um und ruft zurück.) Also: hören Sie, keine Schwäche . . . acht Tage oder raus! . . . Und keine Abschlagszahlung! . . . Ich will nur anständige Miether in meinem Hause haben! . . .

schweren Herzleiden dahinsiecht. Eines Tages erkennt Frau v. Elhen, daß ihres Mannes Herz sich von ihr abgewandt habe; das giebt ihr den Todesstoß, sie erliegt dem Herzschlag. Elhen und Frau Sella wären nun frei. Aber das Gespenst der jäh verstorbenen Frau v. Elhen schredt sie (ein Ibsen'scher Zug), auch ist eine erwachsene Tochter aus erster Ehe da, die sich der Frau Sella entgegenstellt. Herr v. Elhen und Maria fühlen, daß sie über diese Hindernisse nicht hinwegsetzen können, daß sie durchaus keine Uebermenschen seien (als gehörte Uebermenschliches zu solchen Dingen!), und beide gehen auseinander. Sie sind waidwund geworden.

Diese Geschichte zweier wunder Seelen ist mit reicher Thränenfeligkeit erzählt; aber sie giebt sich so verworren, so unklar, so mühselig erklügel, daß ihr Pathos an vielen Stellen leicht hätte in unfeinwillige Komik überschlagen können, hätte eine minder feinsinnige Künstler-schar sich der Sache angenommen. Da war vor allen Frau Haverland, deren kluge Kunst die Schreckene, wie Frau v. Elhen zusammenbricht, möglich machte. Dann liehen Molenaar und Fräul. Poppe (Elhen und Maria) den beiden hin- und herpendelnden Puppen wenigstens einen Schein lebendiger Leidenschaft; und trefflich in den Epifodenrollen eines alten Handelsjuden von wahrhaft übermenschlicher Herzengüte, und einer alten Haushälterin waren Herr Pohl und Frau Schramm.

**Erziehung und Unterricht.**

t. Eine tägliche ärztliche Schulinspektion ist, wie bereits gemeldet wurde, in einigen Großstädten der Vereinigten Staaten eingeführt, und kürzlich ist der erste Vierteljahrsbericht über die Ergebnisse dieser Einrichtung von Dr. Blauvelt veröffentlicht worden. Es wird darin eine Tabelle der verschiedenen Arten von Krankheiten mitgetheilt, wegen welcher Schulkinder vom Schulbesuch ausgeschlossen werden müßten, und dabei die Häufigkeit jener Krankheiten angegeben. Es spricht nicht sehr für die amerikanischen Erziehungsverhältnisse, daß parasitische Kopfkrankheiten — man weiß schon, was man unter dieser milden Bezeichnung zu verstehen hat — am häufigsten bei den Schulkindern vorgekommen sind. Es wurden nicht weniger als 2927 Fälle entdeckt und der Behandlung überwiesen. Ansteckende Augenkrankheiten kamen an zweiter Stelle und machten in mehr als 700 Fällen die zeitweilige Entfernung von Kindern aus der Schule notwendig. Dann werden weiter angezählt: 175 Fälle von ansteckenden Hautkrankheiten, 91 Fälle von Diphtheritis, 51 von Masern und 20 von echtem Scharlachfieber. Kroup war verhältnißmäßig selten, aber 26 Schüler wurden wegen Keuchhusten für kürzere Zeit von der Schule ausgeschlossen. Von leichteren Krankheiten, die ebenfalls eine größere Verbreitung zeigten, sind noch zu erwähnen 117 Fälle von Ziegenpeter und 93 von Windpocken. Wenn man bedenkt, daß sämmtliche unter diesen kranken Kindern mindestens noch einen, wahrscheinlich aber noch mehrere Tage in der Schule zugebracht und dadurch ihre Mitschüler mit der Gefahr der Ansteckung bedroht hätten, wenn sie nicht vom Arzte heimgeschickt wären, so tritt der Segen dieser neuen Einrichtung in das hellste Licht.

**Physiologisches.**

k. Wie wird Eisen vom Organismus aufgenommen? Mit dieser interessanten Frage hat sich Herr Professor Justus Gaulle eingehender beschäftigt. Er fand, daß nach Zuführung von Eisen in Form des leicht löslichen Eisenchlorids, nicht nur die Zahl der mikroskopisch kleinen Blutkörperchen, sondern auch der Gehalt an Hämoglobin (dem zur Klasse der Eiweißkörper gehörigen rothen Farbstoff der Blutkörperchen) ganz bedeutend erhöht wird. Der genannte Autor stellte sich nun die Aufgabe, die Veränderungen zu verfolgen, die das in den Magen eingeführte Eisen bis zu seiner Aufnahme in das Blut durchgemacht. Im Magen und auch im Darm ist das Eisen noch als ganz unlösliche Verbindung vorhanden. Bei der Bildung der aus Lymphe und den bereits verdauten Nahrungsmitteln zusammengesetzten, schwach-alkalischen Flüssigkeit, die dann später zur eigentlichen Ernährung des Organismus verwandt wird und die man mit dem Namen „Chylus“ bezeichnet, wird das bisher unlösliche Eisen in eine Eisenverbindung, das „Eisenalbuminat“ verwandelt. Wenn das Eisen in der löslichen Albuminatverbindung in die Milz gelangt ist, so wird es dann von den „Pulpapellen“, den Zellen der weichen, rothgefärbten Milzsubstanz festgehalten. Wir haben demnach bei der Aufnahme des Eisens durch den thierischen Organismus zwei Phasen zu unterscheiden. Das im Magen und Darm unlösliche Eisen wird bei der Bildung des Chylus in ein lösliches Eisenalbuminat umgewandelt und als dieses Eisenalbuminat gelangt das ursprünglich als Eisenchlorid eingeführte Eisen in das Blut. Das Blut geht auf seiner Bahn auch durch die Pulpapellen der Milz, und dies ist die zweite Phase, in der das Eisen vom Blut aufgenommen wird.

**Aus dem Thierleben.**

— Von einem Hunde erzählt die „Deutsche Wochenzeitung“ in den Niederlanden: Einen interessanten Beitrag zur Psychologie der Thiere liefert ein Hund unbekannter Rasse in der Koppelstraat zu Gravenhage. Das kleine Thierchen schleppte eines Mittags einen Theil seines aus Knochen und Brot bestehenden Futters zur geschlossenen Hausthüre, an der es trakte. Als man ihm bedeutete,

daß ein gut erzogener Haushund keine solchen Experimente machen dürfe, fing er an zu brummen und stellte sich über den verschleppten Futternvorrath. Es war deutlich, daß er auf die Straße wollte, und man willfahrte denn auch seiner getragten Bitte. Fein säuberlich nahm er einen Knochen um den anderen auf und trug ihn an eine Hausede. Darauf entfernte er sich für kurze Zeit und kam mit einem alten, blinden Hund zurück, der gierig über die Speisereste herfiel, während „Zwart“, so hieß der Hund, schweißwedelnd zu seinem Herrn hinausschaute, der von nun an die Nationen verdoppelte. Ueber drei Wochen dauerte diese Fütterung, dann sah man den blinden Hund nicht mehr.

**Bergbau.**

— **Goldbergbau im Altwater-Gebirge.** Aus Zudmantel (Osterr.-Schlesien) wird geschrieben: Am Hohenberge bei Würbenthal sind gegenwärtig ca. 60 Bergleute beschäftigt, welche unter der Leitung eines Obersteigers zwei Stollen treiben, von denen der eine bereits 400 Meter und der andere 200 Meter lang ist. Diese Bergbauten befinden sich oberhalb des alten Kupferstollens in Ludwigssthal und verfolgen zunächst den Zweck, die goldhaltigen Erzgänge bloßzulegen und deren Mächtigkeit zu konstatiren. Die vorgenommenen Proben ergaben auf eine Tonne Erz 97—50 Gramm feines Gold, welches Resultat als ein sehr günstiges bezeichnet werden kann und die Hoffnung erweckt, daß der in früheren Jahrhunderten in großartigem Umfange betriebene Goldbergbau wieder neues Leben gewinnen werde. Aus einem von dem Bergbau-Unternehmer nach Berlin gesandten Waggon Erze wurde ein Goldklumpen im Werthe von 500—600 Gulden gewonnen. Auf der Goldkoppe bei Freiwaldau werden ebenfalls Schürfvorsuche angestellt, und die Bergbau-Unternehmer haben auch die Absicht, am Althaltsberge bei Zudmantel und im Raufsbachthale bei Adelsdorf den goldhaltigen Erzgängen nachzuforschen.

**Humoristisches.**

y. Auch eine Ehrenerklärung. Im „Burgdorfer Kreisblatt“ vom 2. Oktober steht folgende Erklärung: „Die Aeußerungen, die ich gegen die wohlgeborene Frau Vertram, Alenteilerin in Thönsfe, gemacht, nehme ich hiermit zurück und erkläre dieselbe nicht für die erste Klatsche in Thönsfe, sondern für eine tüchtige Frau, die gut schmieren, gut Essen kochen und schöne Geschichten erzählen kann. O. Sasse, Thönsfe.“

— In der Hise des Gesichts. Zwei Redner des österr. reichischen Abgeordnetenhauses, die sehr ernst die Nothstandsvorlagen besprachen, leiteten einige Sätze, welche die Zuhörer mit homerischem Gelächter aufnahmen. Der eine der Redner sagte: „Die Neblaus ist das Steckenpferd, auf dem der Herr Ackerbauminister immer herumreitet“, und ein zweiter Redner erklärte mit weithin tönender Stimme: „Die hohe Regierung sollte endlich die verlausten Gärten in die Hand nehmen.“

**Vermischtes vom Tage.**

— Aus Senoth gerettet hat die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger im Jahre 1896/97 122 Menschenleben.

— In Köln ist am Sonntag ein mit Menschen dicht besetzter Tanzsaal niedergebrannt. Das Feuer ist an zwei mit Petroleum getränkten Stellen ausgebrochen. Einige Personen wurden leicht verletzt.

— Unter den Viehbeständen auf den Ruhrweiden bei Fröndenberg und Bösgade ist eine ansteckende Augenkrankheit ausgebrochen.

— Im Dorfe Cassotto (Tirol) wurde ein Kaufmann sammt seiner Frau von fünf italienischen Schmugglern ermordet und beraubt.

— Ueberschwemmungen werden aus Frankreich gemeldet: Infolge heftiger Regengüsse sind die Gebirgsströme in den Departements Aude, Ariège, Haute-Garonne und Pyrenées stark gestiegen. Verschiedene Ortschaften sind überschwemmt, Brücken sind fortgerissen und die Häuser bedroht. Das Garonne-thal gleicht einem großen See. In Turet sind von 70 Häusern 48 gänzlich zerstört worden.

— Die Ausstellung in Stockholm hat einen Ueberschuß von 320 000 Kronen, die Gartenbau-Ausstellung in Hamburg einen solchen von 300 000 M. ergeben.

— Frauen an der Börse. Im Petersburger Börsenausschuß ist die Frage über die Zulassung von Frauen zu den Börsenversammlungen seitens mehrerer Frauen aus Kaufmannskreisen angeregt worden, weil sie ihre Geldgeschäfte an der Börse selbst und nicht mehr durch ihre Vertreter besorgen wollen.

— Die Zahl der bis Sonntag in Maidstone (England) am Typhus Erkrankten beträgt 1162; ein Drittel der Arbeiterbevölkerung ist erkrankt.

c. e. Brand eines trockenen Moors. Das „Dixmal Swamp“, das riesige Moor, das ein Areal von 400 Quadratmeilen in Virginia und Nord-Carolina einnimmt, steht von einem Ende bis zum anderen in Flammen. Da niemand in dem Moor wohnt, so wurde kein Versuch gemacht, den Flammen Einhalt zu thun.